

Frauen-, Geschlechter- und queere Perspektiven in der historischen Forschung – ein Gespräch mit Benno Gammerl

Interview: Josef Prackwieser, Katharina Crepaz

Sie betonen die enge Verknüpfung von Frauen-, Geschlechter- und Sexualitätengeschichte. Wie hat sich dieses Forschungsfeld in den letzten Jahrzehnten entwickelt, und welche Herausforderungen sehen Sie aktuell?

Zu den Herausforderungen zählt momentan vor allem der politische Gegenwind. In den USA wird der kritischen Geschlechterforschung der finanzielle Boden entzogen. Dort dominiert gerade eine Gender-Ideologie, die cis-hetero-patriarchale Machtstrukturen auf Teufel komm raus aufrechterhalten und unsichtbar machen möchte. Dagegen müssen sich Forschende, die Frauen- oder Geschlechter- oder Sexualitätengeschichte betreiben, gemeinsam zur Wehr setzen. Auseinandersetzungen untereinander, wie sie Joan Scotts Aufsatz von 1986 über »Gender« als eine hilfreiche Analysekategorie unter Historiker*innen und Judith Butlers »Gender Trouble« ab 1990 unter feministischen Theoretiker*innen und Aktivist*innen auslösten, dürfen das gemeinsame Anliegen nicht aus dem Blick verlieren.

Damals standen sich zwei Positionen vermeintlich unversöhnlich gegenüber. Die einen wollten »Frauen« einen prominenten Platz in der Geschichte einräumen. Die anderen dekonstruierten die Einheitlichkeit der Kategorie »Frau«. Sie sahen Geschlecht als relational und schrieben deswegen auch eine Geschichte der Männlichkeiten. Diese andere Seite betont, dass Frauen stets von historisch spezifischen Machtstrukturen als »Frauen« hervorgebracht würden, weswegen das Frau-Sein keine trans-epochal gleichbleibende Substanz habe. Diese Differenzen zwischen Frauen- und Geschlechtergeschichte wurden ein gutes Stück weit zu einem Generationenkonflikt hochgespielt. Sie betreffen entscheidende theoretische und empirische Fragen, mit denen sich Forschende auch weiterhin beschäftigen werden. Aber der Streit um das bessere Argument hat schon in den 1990er-Jahren nicht jedwede Zusammenarbeit unmöglich gemacht. Und er sollte das auch heutzutage nicht tun.

Und die Geschichte der Sexualitäten?

Zunächst einmal würde ich sagen, dass die Geschichte der Geschlechter und die der Sexualität ineinander verschränkt sind. Geschlechterverhältnisse werden in sexuellen Beziehungen geprägt und umgekehrt. Trotzdem hat sich die Geschichte der Sexualität, oft aufbauend auf den Arbeiten von Michel Foucault aus den 1970er-Jahren, als Zweig der Forschung weitgehend eigenständig entwickelt. Mit Untersuchungen zu Dynamiken der Disziplinierung und mit dem Hinterfragen der Unterscheidung zwischen repressiven und permissiven Regimen hatten Historiker*innen der Sexualität ausreichend zu tun.

Gleiches gilt für die Geschichte der Sexualitäten im Plural. Mit sexueller Vielfalt haben sich ab den 1980er-Jahren zunächst einmal Historiker*innen beschäftigt, die gegen die Marginalisierung schwuler und lesbischer Perspektiven ankämpften. Ähnlich wie die Frauengeschichte wollten sie das vergangene Leben, Leiden und Wirken homosexueller Menschen sichtbar machen. Auch die Schwulen- und Lesbengeschichte war bald mit queeren Ansätzen konfrontiert, die sie zur Dekonstruktion ihrer zentralen Kategorien aufforderten. An die Stelle vermeintlich eindeutiger sexueller Identitäten traten dann Ambivalenzen und Übergänge.

Die Betonung der geschlechtlichen Vielfalt, also die Geschichte von Transpersonen, intergeschlechtlichen sowie nicht-binären Menschen, verunsicherte übrigens die Kategorien »weiblich«, »schwul« und »lesbisch« gleichermaßen. Wenn man Geschlecht nicht mehr binär, sondern vielfältig denkt, dann gerät die Unterscheidung zwischen Bi-, Homo- und Heterosexualität ebenfalls ins Wanken. Daher gibt es TIN*-Feindlichkeit in schwulen und lesbischen ebenso wie in feministischen Milieus. Gegen die Exklusion und Stigmatisierung bestimmter Gruppen von Menschen gilt es sich aus forschersicher Sicht zu positionieren. Aber der Streit ist letztlich unproduktiv. Viel besser wäre es, sich auf die Frage zu konzentrieren, wie verschiedenen Differenzen sowie Hierarchien der Privilegierung und Diskriminierung zusammenwirkten. Dieses Problem lässt sich mit einer Vielfalt von frauen-, geschlechter- und sexualitätenhistorischen Ansätzen bearbeiten. Und diese Vielfalt ist eine Stärke des Feldes.

Der Verweis auf das Ineinanderwirken verschiedener Hierarchien bringt uns zur nächsten Frage. Sie unterstreichen die Bedeutung intersektionaler Ansätze in der Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte. Welche neuen Erkenntnisse oder methodischen Impulse haben diese Perspektiven Ihrer Meinung nach gebracht?

Da kann ich an den vorigen Punkt mit der schwulen Transfeindlichkeit anknüpfen. Das findet man in der Zeitgeschichte ebenso wie in den 1920er-Jahren, dass diskriminierte Gruppen sich ein Stück gesellschaftliche Anerkennung erkaufen wollen, indem sie die Marginalisierung anderer, ebenfalls diskriminierter Gruppen

verstärken. Das nennt man horizontale Hostilität. In diesem Sinn haben gleichgeschlechtlich begehrende Männer ihre konforme Maskulinität betont, um sich von den vermeintlich weniger respektablen Überschreiter*innen von Geschlechtergrenzen zu distanzieren. Umgekehrt haben sich »Transvestiten« dagegen verwehrt, mit den »Homosexuellen« in einen Topf geworfen zu werden. Intersektionale Ansätze, die das Ineinander rassistischer, klassistischer, sexistischer, ableistischer und anderer Diskriminierungen betonen, schärfen den Blick für solche Spannungen.

Der Blick auf sozio-ökonomische Hierarchien verdeutlicht, dass sich die Geschlechter- und Sexualitätengeschichte lange nur auf einen Teil des »Klassenspektrums« konzentriert hat. Die Arbeiterinnenbewegung rückt so (erneut) ins Zentrum des Forschungsinteresses, ebenso wie proletarische Subkulturen gleichgeschlechtlich begehrender Menschen. Interessant ist auch, dass Theorieangebote der 1970er-Jahre unter Schlagwörtern wie Queer Marxism neu aufgegriffen werden. Inwiefern kapitalistische Wirtschafts- und heteronormative Familienstrukturen ineinander griffen, solche Fragen werden mittlerweile wieder vermehrt diskutiert. Gleiches gilt für den Zusammenhang zwischen konsumökonomischen Strukturen und der Herausbildung homonormativer Lebensstile, die sich nur Menschen mit ausreichendem Einkommen leisten konnten.

Entwickelt wurde das Konzept der Intersektionalität im Schwarzen Feminismus, der anti-rassistische, anti-sexistische und anti-kapitalistische Anliegen miteinander verknüpfte. Die damit verbundenen Dynamiken haben auch Arbeiten zur in den 1980er-Jahren entstehenden afro-deutschen Frauenbewegung genauer untersucht. Der Schnittpunkt zwischen Migrations-, Geschlechter- und Sexualitätengeschichte erhält ebenfalls immer mehr Aufmerksamkeit. Inwiefern wurden Migrant*innen in feministischen, schwulen und lesbischen Bewegungen marginalisiert? Wo und warum konnten sich queer-migrantische Organisationen ab den 1980er-Jahren allmählich etablieren? Und was bedeutete es für Individuen und Gesellschaften, wenn von verschiedenen kultur- oder schicht-spezifischen Geschlechter- und Sexualitätsregimen geprägte Menschen neben- und miteinander lebten? Solche Fragen werfen intersektionale Perspektiven auf.

Sie problematisieren die gängige Vorstellung einer linearen Fortschrittsgeschichte – von Diskriminierung hin zu mehr Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Welche alternativen Erklärungsansätze halten Sie für sinnvoller?

Ein Problem linearer Erfolgserzählungen besteht darin, dass sie zu einer gewissen Behäbigkeit verleiten können. »It gets better«, heißt ein Projekt, das 2010 damit begann, dass erwachsene LSBTI* Personen davon berichteten, wie es ihnen gelungen war, die Anfeindungen und Herausforderungen erfolgreich zu bewältigen, mit denen sie als Jugendliche konfrontiert waren. Zweifelsohne kann ein solches Projekt zur Stärkung und Sichtbarmachung queerer Menschen beitragen, aber der Ti-

tel kann auch suggerieren, dass es schon von selber besser werden würde, ohne dass man allzu viel dafür tun müsse. Zu ähnlichen Fehleinschätzung kann die Annahme führen, dass die historische Entwicklung quasi unausweichlich auf Gleichberechtigung und die gesellschaftliche Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zulaufe. Wer so denkt ist auf Rückschläge und gegenläufige, queer-feindliche Tendenzen schlecht vorbereitet. Deswegen gilt es, andere Erklärungen und Erzählungen zu formulieren, die der Komplexität geschlechter- und sexualitätshistorischer Dynamiken gerechter werden.

Eine Möglichkeit ist es, die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Stigma, Emanzipation und Normalität zu betonen, so wie ich es in meiner Forschung zu den Gefühle- und Lebenswelten gleichgeschlechtlich begehrender Menschen in der Bundesrepublik Deutschland seit den 1950er-Jahren getan habe. Stigma meint hier die fortgesetzte Ausgrenzung in Form von rechtlicher Verfolgung oder Benachteiligung, von psychiatrischer und therapeutischer Pathologisierung oder von gesellschaftlicher Ächtung und Marginalisierung. Emanzipation meint den Kampf dagegen mit verschiedenen Taktiken und Strategien auf individueller und kollektiver Ebene, ob mit der vorsichtigen Beharrlichkeit, die homophile Organisationen in den Nachkriegsdekaden an den Tag legten, ob im selbstbewussten Gestus des Tabubruchs, der die schwulen und lesbischen Bewegungen der 1970er-Jahren auszeichnete, oder ob mit der öffentlichen Thematisierung von Wut und Verzweiflung, welche die Aids-Bewegung in den 1990er-Jahren praktizierte. Normalität meint schließlich, dass gleichgeschlechtliche Kontakte und Beziehungen als eine von mehreren gesellschaftlich akzeptablen Spielarten des Sexuellen und der Intimität angesehen sowie in den Medien und anderswo gezeigt werden.

Innerhalb dieses Dreiecks von Stigma, Emanzipation und Normalität, so die Annahme, lässt sich keine kontinuierliche Entwicklung von einem Pol zum anderen beobachten, sondern vielmehr kommt es zu permanenten Verschiebungen innerhalb des gesamten Dreiecks, so dass immer wieder ein anderer der drei Aspekte im Vordergrund stehen kann. Die Mischung der drei Elemente variiert auch zwischen unterschiedlichen Gruppen innerhalb des queeren Spektrums. SM- und Fetisch-Subkulturen hatten nach der Jahrtausendwende beispielsweise weiterhin mit Stigmatisierung zu kämpfen, während homosexuelle Partnerschaften sich zügig dem Bereich der Normalität annäherten. Die Positionierung innerhalb des Dreiecks kann auch vom sozio-kulturellen Milieu abhängen. Was in einer säkular-bildungsbürgerlichen Umgebung akzeptiert wird, kann in unternehmerischen Eliten oder in stärker religiös geprägten Familien auf Ablehnung stoßen. Damit sind wir wieder bei der Intersektionalität.

Ein anderes historisches Narrativ, das die »Es-wird-immer-besser«-Erzählung unterläuft, ist das der Normalisierung. Hier wird betont, dass die Einbindung der geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt in ein sich verbreiterndes Spektrum des »Normalen« auch neue Einschränkungen und Herausforderungen mit sich

bringt. So entstehen aufgrund des abnehmenden gesellschaftlichen Drucks und des Willens der Einzelnen, die so entstehenden Freiräume bestmöglich zu nutzen, homonormative Muster vom perfekten Leben als gut verdienender schwuler Single oder als glückliche Regenbogenfamilie. Diesen Erwartungen will und soll man entsprechen – übrigens nicht erst seit der Einführung der Ehe für alle – so wie sich auch hetero-normale Menschen, Paare und Familien an bestimmten Standards messen und messen lassen müssen. Solche Entwicklungen können Historiker*innen kritisch betrachten und dabei Alternativen zur linearen Erfolgsgeschichte entwerfen.

Das Feld der queeren Geschichtsforschung ist zunehmend Angriffen von rechts ausgesetzt. Wie äußern sich diese Angriffe konkret, und welche Gegenstrategien halten Sie für besonders wirksam?

Ich bin mit dem bundesdeutschen Kontext am besten vertraut und möchte mich in meiner Antwort vor allem darauf beziehen. Ein besonders prominenter Ort, der queere Geschichte sichtbar machen und wertschätzend erinnern will, ist das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen in Berlin, das immer wieder angegriffen und beschädigt wird. Leider kommt es auch in den Landtagen immer häufiger zu Parlamentarischen Anfragen, mit denen die in weiten Teilen rechtsextreme Alternative für Deutschland (AfD) gezielt versucht, queere Forschung und Bildungsangebote zu delegitimieren. Zuletzt blies die Partei im Bundestagswahlkampf zum Angriff auf die Geschlechterstudien. Noch näher am Alltag der Forschenden ist das Problem von Hasskommentaren im Internet und in den sozialen Medien. Foren mit geschlechter- und sexualitätenhistorischen Inhalten müssen die Kommentarfunktion deaktivieren, weil sie sonst von einer Lawine von Schmähungen überrollt würden. Ohne eine kontinuierliche Moderation und Betreuung sind solche Formen der öffentlichen Kommunikation nicht mehr möglich.

Damit bin ich schon bei den Gegenstrategien. Es gibt immer wieder laut- und meinungsstarke Proteste der Forschenden: #Wissenschaftsfreiheit. Aber nicht nur mit Blick auf den Schutz von Kommunikationskanälen sehe ich auch die Universitäten und andere akademische Institutionen in der Pflicht, strukturelle Lösungen anzubieten und zu finanzieren. Generell gilt es, auf die Schaffung (und Erhaltung) von Professuren mit geschlechter- und sexualitätenhistorischen Denomination und die Gründung von außeruniversitären Forschungseinrichtungen hinzuwirken. Letzteres hat auch der Wissenschaftsrat 2024 in einem Papier zur Geschlechterforschung empfohlen. Solche sichtbaren Strukturen signalisieren sowohl dem akademischen Feld als auch der breiteren Öffentlichkeit, wie wichtig die Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen und Fragen der sexuellen Vielfalt ist. So kann man auch der Verunsicherung etwas entgegensetzen, die angesichts der fort-

gesetzten Angriffe von rechts gerade unter Forschenden in frühen Karrierestadien um sich greift.

Und es bleibt weiterhin unerlässlich, die Ergebnisse geschlechter- und sexualitätshistorischer Forschung in die Öffentlichkeit zu tragen. Der queer history month in Deutschland oder der LGBT+ History Month Italia bieten hierfür gute Formate. Das Digitale Deutsche Frauenarchiv ist ebenfalls ein hervorragendes Beispiel dafür, wie Menschen interessiert und erreicht werden können. Ganz entscheidend scheint es mir, dabei immer wieder zu betonen, dass es sich bei frauen-, geschlechter- und sexualitätsgeschichtlichen Fragen nicht um »Nischenthemen« handelt, die letztlich nur bestimmte Gruppen betreffen und mit denen sich die Allgemeinheit allenfalls aus einer exotisierenden Faszination heraus beschäftigt. Andersherum wird ein Schuh draus. Die Auseinandersetzung mit dem historischen Wandel vergeschlechtlichter Ordnungen bietet gerade auch Männern eine willkommene Gelegenheit, sich kritisch mit den Vorstellungen von Maskulinität zu beschäftigen, mit denen sie alltäglich konfrontiert sind. Und wenn queere Geschichte zeigt, wie man in der Vergangenheit mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt umging, dann können auch heterosexuelle und cis-geschlechtliche Menschen beginnen, ihr So-Sein als eine von verschiedenen Möglichkeiten zu begreifen, die ihrer Situation und ihrem Selbstbild aus verschiedenen Gründen entspricht. Ich denke, dass man auch den Herausforderungen eines heterosexuellen Lebens besser begegnen kann, wenn man es nicht nur als alternativloses Ergebnis gesellschaftlicher Zwänge begreift.

Wie kann queere Geschichte zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung über Geschlecht, Sexualität und (gesellschaftlichen) Minderheiten beitragen, insbesondere in Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Polarisierung?

Die Geschichte kann, in mancher Hinsicht besser als andere Zugänge, zu einem unaufgeregten Umgang mit Differenz anregen. »Ganz normal anders« heißt ein Buch mit Lebensgeschichten schwuler Männer in der DDR, das Jürgen Lemke 1989 veröffentlichte. Einerseits ermöglicht die historische Distanz, so gering sie auch sein mag, einen gewissen Abstand von der Dringlichkeit des heutigen Streits. Außerdem legen Historiker*innen besonderen Wert auf die Komplexität von Alltag und Kontext, so dass klar wird, dass ihre sexuelle oder geschlechtliche Identität nie das einzige war, womit und worum Menschen in der Vergangenheit rangen. Andererseits zeigt die Geschichte, dass die geschlechtlichen und sexuellen Verhältnisse sich permanent verschieben und verändern. Also werden sie auch in Zukunft nicht so bleiben, wie sie heute sind. Und in welche Richtung sie sich bewegen werden, hängt ebenso wie in der Vergangenheit auch in der Gegenwart unter anderem davon ab, wie sich die Einzelnen positionieren und wie aktivistische Initiativen intervenieren.

Insbesondere in Anbetracht des von queer-feindlicher Seite vorgetragenen Vorwurfs, bei queeren Lebensentwürfen handle es sich um vorübergehende Modeerscheinungen und früher habe es »so etwas« nicht gegeben, sind historische Perspektivierungen entscheidend. Die Selbstbilder und Wege gleichgeschlechtlich beghegender und geschlechter-nonkonformer Menschen waren ehemals zwar anders als heute, aber gegeben hat es sie im Italien der vorletzten Jahrhundertwende ebenso wie im biedermeierlichen Deutschland, zu Zeiten der spanischen Inquisition oder im mittelalterlichen England, vom antiken Griechenland ganz zu schweigen. Was es nie gegeben hat, ist die »gute alte Zeit«, zu der rechte Gender-Ideolog*innen lauthals zurückkehren wollen: eine Zeit, in der die heteronormative und zweigeschlechtliche Ordnung vermeintlich unverrückbar und unhinterfragbar feststand und in der ausgerechnet deswegen das Leben einfacher und angenehmer gewesen sei. Solchen falschen Geschichtsbildern gilt es den Boden zu entziehen. Deswegen muss man immer wieder zeigen, wie viel Gewalt und wie viel Leid die Aufrechterhaltung dieser hierarchischen Ordnung mit sich brachte, vor allem aber nicht nur für die verfolgten, benachteiligten und marginalisierten Gruppen. Gleichzeitig sollte man an die Momente der Freude erinnern, die sich die Leute trotz alledem immer wieder erkämpften, und an die gewitzten Überlebensstrategien, mit denen sie der Gewalt und der Unterdrückung trotzten. Komplexität statt Polarität, das ist eine der großen Stärken des historischen Arbeitens.

Ein Wort noch zu polarisierenden Erinnerungskonflikten innerhalb des queeren Spektrums: Im deutschsprachigen Raum spielt dabei das Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung eine besonders wichtige Rolle. Lange Zeit betonten einige schwule Historiker, dass nur männerbegehrende Männer nach §175 des Reichsstrafgesetzbuchs verfolgt worden seien, und leiteten daraus einen exklusiven Anspruch auf erinnerungspolitische Zeichen und damit einhergehende Ressourcen ab. Im Streit um die Ausgestaltung des Berliner »Homo-Denkmal« führte diese Haltung zu heftigen Konflikten zwischen schwulen und lesbischen, später auch trans*, intergeschlechtlichen und non-binären Positionen. Hier halfen und helfen präzise empirische Studien, wie beispielsweise die von Kai_Brust im neuesten Heft von »Geschichte und Gesellschaft« zur Situation von trans und inter Personen unter der NS-Herrschaft. Solche Untersuchungen können dazu beitragen, dass das Leiden bestimmter Gruppen weder überbetont noch ausgeblendet wird. Gleiches gilt für ihre Beiträge zu emanzipatorischen Errungenschaften. In den USA regt sich aktuell Protest, weil die Behörden im Gefolge der trans*-feindlichen Regierungspolitik die Buchstaben T und Q von der offiziellen Website zur Erinnerung an den Stonewall-Aufstand von 1969 löschten. Damit droht der entscheidende Einsatz vor allem von latinx und afro-amerikanischen trans* Aktivist*innen wie Marsha P. Johnson und Sylvia Rivera erneut unsichtbar gemacht zu werden. Wie vielfältig und spannungreich queere Bewegungen waren, auch daran müssen Historiker*innen immer wieder erinnern.

In Südtirol gibt es bislang noch wenig Forschung zu queerer Geschichte. Sie kennen verschiedene Kontexte, in denen queere Geschichte erforscht wird. Auf was für Besonderheiten kann man bei der regionalgeschichtlichen Erforschung – zumal jener Südtirols mit seinen drei Landessprachen – achten, welche Fehler sollte man vermeiden, welche besonderen Ressourcen könnte man nutzen?*

Ich denke, dass sich da andere besser auskennen als ich, aber ich will mich nicht vor einer Antwort drücken. Zunächst möchte ich betonen, dass es zwar sicher Forschungslücken gibt, aber es wäre meines Erachtens riskant, die Annahme einer Art Rückständigkeit oder eines Nachholbedarfs zum Ausgangspunkt entsprechender Studien zu machen. Damit wäre man im Muster der linearen Fortschrittserzählung gefangen und könnte dieser entsprechend lediglich zwischen einem »weiter vorne« und einem »weiter hinten« unterscheiden. Deutlich produktiver könnte es sein, stattdessen historische Ambivalenzen und Ungleichzeitigkeiten herauszuarbeiten, vielleicht auch diskontinuierliche Sprünge. Interessant wäre es, den meines Wissens ziemlich einzigartigen Übergang vom mit Blick auf die Kriminalisierung von Homosexualität besonders strengen österreichischen auf das deutlich liberalere italienische Strafrechtsregime im Jahr 1919 genauer zu betrachten. Welche Effekte zeitigte diese Zäsur und wie navigierten queere Menschen diesen Umbruch?

Die Südtiroler Mehrsprachigkeit bietet ebenfalls spannende Ansatzpunkte für historische Forschung. In welchen Worten war jeweils vom gleichgeschlechtlichen Begehren die Rede? Erlaubten sich manche in der einen Sprache mehr Offenheit als in der anderen? Und wenn ja, warum? Gab es zu Zeiten intensiver Konflikte zwischen den ethno-nationalen Lagern unter deutsch- und italienisch-sprechenden queeren Menschen vielleicht eine Form des heimlichen Einvernehmens in einer Sprachgrenzen überwindenden Subkultur? Auch der in weiten Teilen ländlich und agrarisch geprägte Charakter Südtirols macht die Region besonders interessant. Mitunter wurde die queere Geschichte kritisiert, weil sie sich allzu ausschließlich auf die großen Städte konzentriert und damit ein ganzes Spektrum queerer Erfahrungen, die nicht den sogenannten metro-normativen Mustern entsprechen, aus dem Blick verliert. Ich vermute, dass sich dazu aus Südtiroler Perspektive einiges sagen ließe. Und um abschließend auf den anfangs erwähnten politischen Gegenwind zurückzukommen: Auch im heutigen Italien bleibt es wichtig, sich aus queer-feministischer Perspektive kritisch mit der Geschichte auseinanderzusetzen.